Nr. 141. 36. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Montag, 18. März 1907

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Zum achtzehnten März.

Zwei Generationen sind vorübergegangen, seit im Sturmjahre 1848 das preußische Volk auf den Barrikaden um seine politischen Rechte kämpfte und litt; wir haben in diesem Zeitraum von neunundfünfzig Jahren manchen Wechsel erlebt, die tiefste Reaktion, ein frohes Erwachen liberalen Geistes und wieder den Rückfall in geistige und politische Knechtschaft, nie aber ist die Erinnerung an jenen großen Tag aus dem Gedächtnis des Volkes geschwunden. Die Gräber der Märzgefallenen sind heute wie am ersten Tage eine heilige Stätte für alle Staatsbürger, denen die Volksfreiheit mehr ist als ein leerer Schall. Und alle Entstellungen höfischer Geschichtsschreiber, alle Nörgeleien engherziger Bureaukraten, aller Ladestockpatriotismus kann das frische Bewußtsein nicht auslöschen, daß jener 18. März den Grundsatz der Volkssouveränität zum bleibenden Ausdruck gebracht hat.

Die politische Entwickelung ist seit jenem Tage, da zum ersten Male das preußische Volk zum politischen Bewußtsein erwachte, nicht stillgestanden. Niemand, auch die klassenbewußten Arbeiter nicht, denken heute noch daran, auf die Barrikaden zu steigen, um ihre Rechte zu erkämpfen. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß auch im Proletariat ein Wandel stattgefunden hat, dann hat ihn der 21. Januar des vorigen Jahres erbracht, als Truppen und Polizei sich auf Straßenkämpfe rüsteten, während die Sozialdemokratie keinen Augenblick daran dachte, auf die Straße zu gehen. Vollends ließen die letzten Reichstagswahlen erkennen, daß man im Volke ausschließlich auf verfassungsmäßigem Wege den politischen Fortschritt sucht.

Vielleicht nimmt man im Regierungslager an, daß die freiheitliche Bewegung, je mehr sie die revolutionären Eierschalen abwirft, um so ungefährlicher wird. Und doch würde es sich dabei um eine schlimme Selbsttäuschung handeln. Gerade weil sich heute die vorwärts treibenden Elemente des Volkes auf die Verfassung stützen, weil auch die entschieden liberalen Parteien fest entschlossen sind, der Reaktion jede Handhabe zum gewaltsamen Eingreifen zu entziehen, sind sie unüberwindlich.

Und man darf gleichzeitig darauf hinweisen, daß der Wille, aus der reaktionären Bedrückung zu freieren Zuständen zu gelangen, heute viel weitere Kreise ergriffen hat als im Jahre 1848. Selbst das Zugeständnis der Regierung, die Konservativen mit den Liberalen „paaren" zu wollen, so schwächlich es sein mag, und so undurchführbar es sich auf die Dauer erweisen muß, hat doch den guten Sinn, daß heute auf den Liberalismus stärkere Rücksicht genommen werden muß, als man es im letzten Jahrzehnt für nötig hielt. Es geht im Reiche nicht mehr ohne den Tropfen demokratischen Oels. Ohne Zugeständnisse an den Liberalismus kann heute der Süden nicht mehr am Reichsgedanken festgehalten werden; ohne den Ruck nach links ist die Reichsregierung genötigt, sich dem Ultramontanismus mit Haut und Haaren zu verschreiben.

Doch auch in Preußen geht es in dem hergebrachten Gleise nicht weiter. Vielleicht ist der Sturm gegen den Kultusminister Studt bestellte Arbeit gewesen, aber er hätte nicht das laute Echo gefunden, wenn er nicht der allgemeinen Unzufriedenheit entsprochen hätte. Wie immer man darüber denken mag, daß Studt so lange gegen den Willen der großen Mehrheit im Lande gehalten wurde; jetzt ist der Ruf: Fort mit Studt! zu einer Stärke angeschwollen, daß es keinen Widerstand mehr gibt.

Es verschlägt dabei gar nichts, daß sich Konservative und Ultramontane zusammengetan haben, um ihren Vorkämpfer in allen Kulturfragen zu schützen. Sie haben im preußischen Dreiklassenparlament die Mehrheit, aber sie haben keine Stütze im Volk. Sie wissen auch ganz genau, daß ihre Macht des festen Fundamentes entbehrt. Sobald das Volk einmal in der Lage ist, anzusprechen, wie es denkt, wird diese künstliche Mehrheit zusammenbrechen wie die Decke über dem Dumasaal.

Gerade deshalb aber kann es auch jetzt für alle vorwärts treibenden Elemente im Volke keinen Stillstand geben. Sie müssen mit aller Energie darauf dringen, daß der Wille des Volkes im Reiche wie in Preußen zu seinem klaren und unverfälschten Ausdruck kommt. Das Wahlrecht ist hier wie dort der Hebel, an dem eingesetzt werden muß. Im Reiche ist nichts weiter nötig, als daß die Verfassung durchgeführt und die Einteilung der Wahlkreise gemäß der Bevölkerungsverschiebung neu geordnet wird. In Preußen kann es sich um nichts anderes handeln als um die Ersetzung der elenden Dreiklassenwahl durch das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht, wie es im Reiche gilt.

Der 18. März hat nicht die freiheitliche Taktik für alle Zeiten festgelegt, aber er hat das große Ziel gezeigt, dem der Wille des Volkes zustreben muß. Es geht heute ohne Straßenkämpfe, aber noch immer bedürfen wir der vollen Anspannung aller Kräfte, um die Fesseln der Reaktion zu zerreißen. Auch heute weht der Frühlingswind durch das deutsche Volk. Man möge das Gedächtnis der Vorkämpfer der Volksfreiheit ehren, indem man in ihrem Geiste arbeitet.

---

* Zu den jetzt wieder umlaufenden **Krisengerichten** erfährt nach einem uns aus Königsberg zugehenden Privat-Telegramm die „Hartungsche Ztg.", daß Fürst Bülow den Kultusminister Studt aufgefordert habe, auf den Antrag über die fachmännische Schulaufsicht eine entgegenkommende Erklärung abzugeben. Herr Studt habe sich nicht darum gekümmert. Posadowsky, Studt, Rheinbaben und Stengel sollen die „Bülow-Fronde" bilden. — In dieser Form ist die Meldung falsch. Von einer „Bülow-Fronde" in diesem Sinne ist nicht die Rede. Aber daß innerhalb der Regierung Veränderungen bevorstehen, darf allerdings als wahrscheinlich gelten.

König Leopold von Belgien.

(Von unserem Korrespondenten.)

□ **Brüssel**, 17. März.

Die Nachricht, daß der König der Belgier in Cannes an der Riviera einen leichten Schlaganfall erlitten, ist schnell dementiert worden, und vielleicht war es auch kein Schlaganfall, sondern nur eine etwas besorglich aussehende Ohnmacht. Aber diese Ohnmacht hat sich tatsächlich ereignet, und zwar am verflossenen Dienstag, was immer auch die Offiziösen sagen mögen. Solche Ohnmachten haben sich seit einiger Zeit schon häufiger bei dem König eingestellt, der sehr anspruchslos und vorsichtig lebt und sich von seiner jetzigen Umgebung sehr verhätscheln läßt. All' diese Unpäßlichkeiten hat des Königs gute Konstitution stets leicht überwunden.

Man kann wohl hoffen, daß Leopold II., der sich durchaus nicht alt fühlt, noch recht lange diese Widerstandsfähigkeit beweisen wird. Das Gegenteil wäre in diesem Augenblick, in dem die Frage der endgültigen Annektion des Kongos noch ungelöst ist, eine Fatalität für Belgien. Das Kabinett De Smet de Nayer bemüht sich, die Dinge in die Länge zu ziehen, und es verfährt dabei gegenüber den höheren Interessen des Landes mit einer Indifferenz, die selbst seine klerikalen Parteigänger kopfschen macht. Es ist nicht zu verkennen, daß auch die große Mehrheit der Klerikalen heute schon mehr patriotisch als königlich gesinnt ist und auf die sofortige Regelung der Kongofrage drängt. Das Organ dieser Gruppe, die sich nicht mehr unter die Fuchtel des katholischen Leaders Woeste ducken will, ist jene katholische Zeitung „Patriote", die zuerst die Nachricht über den Unfall des Königs in die Welt gesetzt hat. Diese Nachricht fiel wie eine Bombe in das nächtliche Brüssel und rief eine gewaltige Aufregung hervor. Natürlich wünscht niemand und auch die Opposition nicht, eine Erkrankung des Königs. Aber bei einer plötzlichen Behinderung würde der prinzipielle Widerstand des Königs gegen die Verkürzung seiner Rechte durch eine koloniale Gesetzgebung natürlich ein Ende haben.

Es steht jedenfalls fest, daß der König seit einiger Zeit nicht mehr derselbe energische und umsichtige Mann wie früher ist. Es hat in seinem Benehmen und in seinen Empfindungen sichtlich eine tiefgehende Veränderung stattgefunden. Man sollte meinen, er habe viel von seinem früher so regen Interesse für die allgemeinen und großen Interessen des Landes verloren. Das Votum der Kammer, das die sofortige Inangriffnahme der vorbereitenden Legislativen des die sofortige Übernahme des Kongostaates verfügte, muß er als eine Schritte zur Uebernahme des Kongostaates verfügte, muß er als eine persönliche Beleidigung aufgefaßt haben. Er schmollt, er verlängert seinen Aufenthalt an der Riviera ins Unbestimmte, es hält schwer, Unterschriften von ihm zu erhalten, seine sonst sehr lebhafte persönliche Korrespondenz scheint ziemlich eingeschlafen. Er lebt sich und seiner „Familie", wie ein redlicher Privatmann, der nur noch Freude hat an den Vorgängen in seiner unmittelbaren Nähe, und er scheint bestrebt, sich möglichst wenig um die Angelegenheiten der anderen zu kümmern.

„Echt russische" Architekten.

Wir wissen nicht, ob die Architekten, die den Einsturz der Decke im Taurischen Palais verschuldet haben, sich zu den „echten Russen" zählen, sie werden sich aber nicht dagegen wehren können, wenn man ihnen dieses Epitheton mit dem ironischen Beigeschmack wenigstens in ihrer Eigenschaft als Baumeister beilegt. Wenn in der letzten provisorischen Dumasitzung die Meinung laut wurde, daß „so etwas auch anderwärts vorkommen könne", so wird man doch im westlichen Europa und jenseits des Ozeans nicht mit Unrecht einmütig gegen diese Art, sich über seinen eigenen Jammer zu trösten, protestieren und Rußland auf diesem wie auf anderen Gebieten neidlos das Privilegium der meistbegünstigten Nation einräumen.

Mit welchem Leichtsinn, mit welcher Fahrlässigkeit die Umbauarbeiten des Dumasaales vorgenommen wurden, geht aus Mitteilungen hervor, die die „Petersburger Zeitung" macht, und die wir hier wiedergeben:

Der Abgeordnete Alexinski hat gesagt, er wundere sich ganz und gar nicht darüber, daß die Decke in der Reichsduma eingestürzt sei. Man darf behaupten, daß Alexinski nicht allein so wenig überrascht worden sei, denn es hat wahrlich nicht an Stimmen besserer Männer als Alexinski gefehlt, die auf die ernsten Gefahren hingewiesen haben, die dem Bestande der Reichsduma infolge der Baufälligkeit des Gebäudes drohten. Diese Stimmen erhoben sich laut genug während des ersten und auch während des zweiten Umbaues des Taurischen Palais, — aber man mißachtete sie, denn der Umbau wurde mit dem ganzen ungeheuren Apparat von Kommissionen und Subkommissionen inszeniert, ohne den bei uns kein Einsturz zustande kommen kann, und geleitet wurde die ganze Arbeit von Männern, die wegen ihrer Fachkenntnis die höchsten Ehren erreicht haben, die bei uns zulande dem Architekten zuteil werden können.

Der erste Umbau kostete 1,700,000 Rubel. Stolz zeigten die leitenden Architekten das beinahe vollendete Werk kurz vor Eröffnung der ersten Dumasession dem Publikum, und man war des Lobes voll. Freilich nicht allgemein. Man bemängelte namentlich die sehr mangelhafte künstlerische Ausschmückung des Raumes und bedauerte die Zerstörung eines einheitlichen Werkes großzügiger Architektur um so lebhafter, als das Gebäude dem neuen Zweck im Grunde doch so wenig als möglich entspricht.

Damals wußte man noch nicht, daß es nicht nur in der rein künstlerischen Hinsicht nicht stimmte, sondern daß Wesentlicheres versäumt worden war. Das wurde erst kund, als die Dumakommission das Gebäude aus den Händen der Bankommission übernahm und diese erklärte, die Decke im Sitzungssaal und in einem Nebenraum sei nicht „sicher". Trotzdem hatte man im Bodenraum eine schwere elektrische Maschine für den Betrieb der Ventilationsanlagen aufgestellt, und beständig befanden sich dort Feuerwehrmänner und Geheimpolizisten (!) in größerer Anzahl.

Es wurden sogar Stimmen laut, die durchaus eiserne Träger verlangten, da die kolossalen Streckbalken aus Potemkins

Aus der Gesellschaft.

Nachrichtenhungrige Leute. — Bewegte Wochen. — Nach dem Tode Heinrich Karl v. Bötticheres. — Piccolomini und Wallenstein. — Zu dem Kapitel vom glänzenden Elend. — Beamtentum und Repräsentation. — Aus Bötticher's Familiengeschichte. — „Travailler pour le Roi de Prusse." — Casimir Périer. — Republikanische Aristokratie nach der Tradition und in Wirklichkeit. — Wie die Périer hochkamen. — Von der Wechselwirkung zwischen Geld und Macht. — Ein Neffe Chlodwig Hohenlohes gestorben. — Aus der Chronik des Hauses Wittgenstein. — Die schönen Schwestern Lilienthal. — Wie der Name „von Falkenberg" entstand. — Der Graf v. Altenkirchen. — Ein deutscher Kanzler als französischer Hausbesitzer. — Fürst Chlodwig Hohenlohe und sein Zahnarzt.

Die stets vom Nachrichtenhunger geplagten Leute, denen eigener Stoff zur Unterhaltung nicht einfällt, und die daher immerwährend klagen, es passiere nichts, es gebe nichts Neues —, die können mit dem Ergebnisse der beiden hinter uns liegenden Wochen recht zufrieden sein. Zwei Wochen, in denen eine erschütternde Meldung die andere jagte. Unglückskatastrophen folgten aufeinander, und eine Reihe der bekanntesten, hoch oben auf von der Allgemeinheit wahrnehmbarer Warte stehender Männer wurde jäh aus dem Leben gerissen. An den Tod Karl Heinrich v. Bötticher's schloß sich, wie zu erwarten war, eine hitzige Fehde in allen Parteilagern, obwohl der Viernundsiebzigjährige doch schon seit Jahren keinen maßgebenden Einfluß mehr auf den Gang der großen Politik besaß und sich seit Monaten aus dem baufällig gewordenen und jetzt in der Erneuerung vollendeten Oberpräsidium Magdeburgs zurückgezogen hatte. Hat Herr v. Bötticher, wie die intransigenten Bismarckianer leidenschaftlich behaupten, den Kanzler in der großen Stunde der Entscheidung im Stich gelassen, hat er an ihm gehandelt wie Piccolomini an Wallenstein, — wer wollte die Frage jetzt entscheiden, da die Meinungen noch von Vorsitzhrern getragen werden, die damals mitten im Streite standen und wohl bis zu ihrem Tode nicht zur Unparteilichkeit gelangen werden! Die Nachwelt wird ruhiger und wird gerechter urteilen. Sie wird dabei vielleicht in Betracht ziehen, daß das Leben Karl Heinrich v. Bötticher's von Anfang bis zu Ende unter dem Sterne — oder richtiger dem Unsterne — stand, der dem deutschen und im besonderen dem preußischen Beamtentume leuchtet. Hans Hopfen, kein Dichter von schöpferischer Eigenart, doch ein guter und seiner Beobachter dessen, was er sah, hat das Wort vom „glänzenden Elend" geprägt, indem er es einem seiner Romane, und nicht dem schlechtesten, zur Aufschrift gab. Glänzendes Elend — das ist das Los unendlich vieler deutscher Beamtenfamilien. Ein Einzelner ringt sich durch Tüchtigkeit, durch Verstand, Arbeitskraft und Anpassungsfähigkeit (Eigenschaften, die niemand Herrn v. Bötticher an seinem frischen Grabe ableugnen wird) bis zu den höchsten Aemtern im Staatswesen durch, die zugleich die am besten bezahlten sind. Er bezieht ein Einkommen, das ihn seinen Angehörigen, seinen Vettern und Basen wie einen Reichgewordenen erscheinen und von ihnen beneidet werden läßt. Aber auf diesem Einkommen liegt als Steuer die Pflicht zu repräsentieren. Zu Ersparnissen reicht es nicht, und der Haushalt, den er gezwungen ist zu führen, steht im Grunde nicht im geringsten im Einklange mit seiner wirklichen Vermögenslage.

* * *

Und daher wird vielleicht die Geschichtsforschung einer späteren Generation die Frage von der angeblichen Felonie Bötticher's dem eisernen Kanzler gegenüber unter dem Gesichtswinkel ansehen, ob der Staatssekretär des Innern Karl Heinrich v. Bötticher sich im März 1890 nicht in einem der schwersten Konflikte befand, die einen Menschen treffen können, in dem Konflikt, auf der einen Seite den Nachlebenden einen unantastbaren historischen Namen zu hinterlassen, und auf der anderen Seite, aus rein materieller Notwendigkeit nicht einen Beruf zu verlassen, in dem ihm die Gunst und der Dank seines kaiserlichen Herrn auch weiterhin gewiß waren. Wenn man kein Bankdevot, dafür aber acht Kinder hat, ist die Entscheidung, die Herr v. Bötticher traf, zum mindesten begreiflich und entschuldbar. Auch darf man nicht vergessen, daß die preußische Bureaukratie, der er nach Geburt und Tradition angehörte, in ihrer überwiegenden Mehrheit Bismarck schließlich auch nur als einen der Ihrigen ansah, als einen Diener des Monarchen. Wenn er vom Platze abtrat — der Monarch blieb. Mann über Bord, das Schiff fährt weiter. In der Berliner Gesellschaft hat man während dieser Tage am Teetisch und am Stammtisch viele Erinnerungen ausgetauscht über die Zeit, da Herr von Bötticher der Mächtigsten einer war im Reiche. Und man hat sich gleichzeitig mit dem Schicksale beschäftigt, das seiner Witwe und seinen Kindern nun wohl beschieden ist. Es ist typisch für unsere Verhältnisse. Die Familiengeschichte Bötticher's ist eine, wie sie sich immer wieder abspielt. Der Großvater Johann Karl Ludwig Bötticher war Postmeister in einer Kleinstadt, der Vater, Dr. Karl Bötticher, stieg auf der Leiter des preußischen Tschin von Stufe zu Stufe und ward, als ein Dreiundsiebzigjähriger, nach fünfzigjähriger Dienstzeit mit dem kleinen, viel begehrten Wörtchen „von" geschmückt, das seinen Söhnen nach preußischer Ueberlieferung ein schnelleres Fortkommen sichert. Und der jüngste und begabteste seiner Söhne erreichte das Aeußerste, was ein Preuße erreichen kann: man trug seinem Sarge die Abzeichen des schwarzen Adlerordens in Brillanten nach. Als Herr v. Bötticher im Sommer des vorigen Jahres Magdeburg sang- und klanglos verließ und Herr v. Wilmowski an seine Stelle trat (den die Schleswig-Holsteiner sich übrigens noch heute zurückwünschen als den verständigsten preußischen Statthalter, den man je von Berlin zu ihnen schickte), da verschlechterte er sich als Pensionär nur wenig. Das schöne Gehalt als Domherr von Naumburg kam nicht in Fortfall und sowohl das Reich wie Preußen zahlten ihm einen ansehnlichen Ruhe gehalt. Seine Witwe hat Anspruch auf — ungefähr den zwölften Teil dieses Gehalts. Für den, der über den Augenblick hinausdenkt, da man einst seinen Leichnam prunkvoll zur Erde bestatten und der „Reichsanzeiger", einem der